

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 35 (1931-1932)
Heft: 7

Artikel: Silvester-Aberglaube
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664898>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

draußen die Hörner abgestoßen hast, dann ist ja alles gut!" sagte Margret und fühlte sich noch stärker bereit und erlöst. Ihre Hände lagen zu kameradschaftlichem Druck ineinander, und

dieser Handschlag verhieß ein gutes, neues Jahr gemeinsamer Arbeit, in dem die Firma den Namen „Geschwister Berner" wieder wirklich be-rechtigt führen sollte.

Silvester=Uberglaube.

Von Kant bis zur Kefl von Konnersreuth war die Konjunktur für Zeichendeuter kaum so günstig wie heute. Was da von der Salonpuppe der Dame bis zu der als Stoffaffe am Autofenster baumelnden Talismanfigur als modisches Recessaire gilt, ist nur alter Uberglaube in neuem Gewande.

Ubergläubische Vorstellungen verbinden wir auch heute noch mit dem letzten Tag des Jahres, seiner goldgeränderten Glücksklee- oder Schweinchen-Symbolik. Selbst in Denkerköpfen spukt solcher Uberglaube, gewiß eine vermunderliche Tatsache, während bei einem Ritter des hohen C wie Garuso sogar eine starke Dosis davon zum guten Ton gehört. Fabelhaft, fast wie sein Tenor, war auch sein Silvesteraberglaube. Er meinte nämlich — aus einem zwingenden Gefühl für das Blonde und Blaue heraus — den letzten Abend des Jahres nur in Gesellschaft blonder, blauäugiger Menschen verbringen zu können, weshalb er brünette und schwarzhaarige, die ihm Unglück bedeuteten, mied wie den bösen Blick. Zu dieser „heiligen" Überzeugung war er durch Vorfälle aus seinem Leben, wovon er gerne erzählte, gekommen. Unter der letzten Schauspielergeneration galten Rainz und Matkowsky, über deren Silvesterabendbräuche die wunderbarsten Gerüchte in Umlauf waren, als bis zur Raivität abergläubisch. Bühnenkünstler in diesem Banne zu wissen, ist freilich weniger absurd, als einen Geist von der Größe Henrik Ibsens darin gefangen zu sehen. Der tiefsinnige Dichter und Denker wollte nämlich am Silvesterabend weder Tinte noch Papier sehen, da er befürchtete, dadurch werde seine Schaffenskraft im neuen Jahr beeinträchtigt. Auch Schiller hatte seinen Silvesteraberglauben. Erhielt er am letzten Jahrestag eine gute Nachricht, so betrachtete er das als ein böses Omen, da der Zufall, wie er meinte, einem zuletzt nur noch einen Glücksbrocken hinwerfe, um uns später desto schwerer heimzusuchen. Selbst des „Olympiers" Geist war nicht frei von abergläubischem Wahn. Goethe lauschte, wie sein Freund Knebel berichtet, stets gespannt auf das erste Wort, das

man nach des Jahres letztem Glockenschlag zu ihm sprach, um daraus allerlei Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. In seiner Auslegung dieser Dinge war er erfinderischer als ein Augure oder ein Schriftgelehrter.

Diesen Goetheschen Glauben an die Macht des ersten Wortes im Jahre bringen zweifellos auch die in der Neujahrnacht über die Lippen von Unzähligen kommenden Glückwünsche zum Ausdruck. Obwohl zur landläufigen Phrase herabgesunken, wohnt jenen Worten immer noch eine große Kraft inne. In nicht wenigen rufen sie sogar etwas wie ein Angstgefühl hervor, das sie dann — eine Art „Abwehrzauber" — durch das magische Gegenwort „unberufen", unter beinahe rituellen Gebärden, dreimaligem Klopfen oder Ausspucken (die symbolische Geste dafür genügt) und dreimaligem Murmeln der griechischen Silbe „toi" zu bannen suchen. Diese plötzliche „Glücksangst" kann wie die Platzangst sogar sonst vorurteilsfreie Menschen befallen. „Sinnlose Anwandlungen" sagen die einen, „atabistische Rückschläge, älteste Urerinnerungen" die andern, denen der Sprachforscher recht gibt, wenn er „berufen" also definiert: „Durch das laute Reden, namentlich über den erfreulichen Zustand oder den gedeihenden Fortgang einer Sache neidische, tückische Geister erwecken, die alles ins Gegenteil umschlagen lassen."

„Wir wollen den Graben nicht berufen, sonst müßte ich sagen, er führt sich recht gut ein," heißt es in einem Briefe an Frau von Stein, oder: „Ich habe mir ein vor meinem nächsten Geburtstag zu erreichendes Ziel vorgelegt, das ich nicht voreilig berufen will," in einer andern, an Zelter gerichteten Epistel Goethes, in dessen Werken, besonders den Briefen, der antike Glaube vom Neid der Götter ebenfalls häufig wiederkehrt. Selbst Feldherren wie Napoleon huldigten diesem Uberglauben. Auch der alte Moltke war nicht frei davon.

Die an die Stelle der heidnischen Götter getretenen christlichen Dämonen und bösen Geister übernahmen in der Folge auch deren Rollen der Neidischen und Mißgünstigen, während

der alte Aberglaube des Berufens oder Besprechens unter der Bezeichnung „ber- oder behexen“ weiterlebt. Den Einfluß jener zu parieren, ihnen gleichsam ein Schnippchen zu schlagen, dienen auch die apostrophischen Formeln „Gott behüt“ — „Gott bewahre“ oder „Gestern war es besser“, bekräftigt durch allerlei mystische Mimik wie Klopfen, am besten an Holz, was wohl die Aufmerksamkeit der in Baum und Strauch versteckten guten Geister erregen und ihre Hilfe erzwingen soll, ein bis jetzt wenig ergründeter Brauch, in welchem wahrscheinlich die pantheistische Lehre von Naturgeistern fortlebt, wie sie auch Goethe annahm, der dem „Klopfen an Fels und Gestein“ ebenfalls

besondere mystische Wirkung zuschrieb. Führt man sich beim Aussprechen des Wortes „unberufen“ über den Mund, so geschieht das, um anzudeuten, daß man das dem Gehege der Bühne unwillkürlich entflohene Wort gerne wieder zurücknehmen möchte, während das dreimalige Ausspucken — „bessere“ Leute murmeln nur *toi, toi, toi* — als Mittel gilt, den berufenen bösen Einfluß symbolisch auf etwas anderes abzuleiten, die sich des Speichels als eines Mediums bedienende Zauberkraft „anderweitig“ zu übertragen. Moral: „Heiliger Sanct Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere an!“
An.

Alte Uhr.

Ist eine alte Uhr in Prag,
Verrostet das Werk und der Stundenschlag,
Verstummt ihre Stimme im Munde;
Zeigt immer die gleiche Stunde.

Doch täglich einmal, so tot sie sei,
Schleicht zögernd die Zeit an der Uhr vorbei.
Dann zeigt sie die richtige Stunde,
Wie die Uhren all in der Runde.

Es ist kein Werk so abgetan,
Kommt doch einmal seine Zeit heran,
Daß es sein Wirken bekunde,
Kommt doch seine richtige Stunde . . .

Hugo Salus.

Der vierte Weise aus dem Morgenlande.

(Zum Dreikönigstag: 6. Januar.) — Eine Legende.

Freie Erzählung nach der englischen Fassung des Henry van Dyke von May Häfel.

Das Evangelium des Matthäus erzählt von den Weisen aus dem Morgenlande, die zur Krippe nach Bethlehem gezogen waren, um dort dem neugeborenen König der Welt zu huldigen. Kaspar, Balthasar und Melchior, oder, wie sie im Hebräischen genannt werden, Galgalath, Magalath und Sarachin: das waren die Weisen, die dem Jesuskinde Gold, Weihrauch und Myrrhe brachten — Gold zum Zeichen seiner Würdigkeit, Weihrauch zum Zeichen seiner göttlichen Natur und Myrrhe zum Zeichen seines Menschentums und bitteren Sterbens.

Nun gab es aber damals noch einen vierten Weisen, von dem das heilige Buch nicht erzählt. Dieser hieß Artaban und war ein Chaldäer.

Als damals der Stern im Osten erschienen war, der den Wissenden die Geburt des göttlichen Kindes verkündigte, da vereinbarten die vier Weisen aus dem Morgenlande, sich beim Tempel der Sieben Sphären zu Borsippa in Babylonien zu treffen, um von dort aus ge-

meinsam durch die Wüste zu ziehen und Bethlehem zu erreichen. Die drei Weisen, Kaspar, Balthasar und Melchior, sie fanden sich denn auch zur rechten Zeit am Zusammenkunftsorte ein, doch war Artaban nicht gekommen. Die Weisen harrten seiner vergeblich beim Tempel, hielten auch vergeblich Ausschau und hinterließen endlich, in einer Nische sichtbar angebracht, auf pergamentener Rolle, die Nachricht an den Zuspätkommenden, daß sie sich ohne ihn auf die Reise begeben hatten.

Warum war Artaban nicht gekommen?

Auf dem Wege nach Borsippa hatte er plötzlich, in tiefer Nacht, den Hilferuf eines Mannes gehört. Dieser Mann war von Räubern angefallen, seines Geldes beraubt und schwer verwundet worden. Artaban half dem Manne, so gut er vermochte, er brachte ihm Wasser und blieb so lange bei ihm, bis er sich erholt hatte. Und nun wehflagte der Mann und sagte:

„Siehe, mein Helfer, ich bin völlig arm ge-